



[GESCHICHTE/HISTORY](#), [KUNST/ART](#)

Invisible Inventories – Nairobi – Cologne – now Frankfurt – Interview mit/with Leonie Neumann ger/engl

14/10/2021 / 0 Kommentare

Invisible Inventories, unsichtbare Objekte; das ist ein Kenianisch-Deutsches Ausstellungsprojekt.

FOR THE ENGLISH VERSION PLEASE SCROLL DOWN

Nach Nairobi und Köln ist die Ausstellung nun in Frankfurt angekommen. Das interessanteste an dieser Ausstellung ist die Länder übergreifende Zusammenarbeit, bei der die kenianischen Künstlerkollektive „SHIFT“, „The NEXT“ und die National Museums of Kenya beteiligt waren.

Von deutscher Seite waren es das Rautenstrauch-Joest Museum in Köln und das Weltkulturenmuseum in Frankfurt am Main. Nicht was gezeigt wird, sondern was nicht gezeigt wird oder nicht gezeigt werden kann, ist der Kern der Ausstellung.



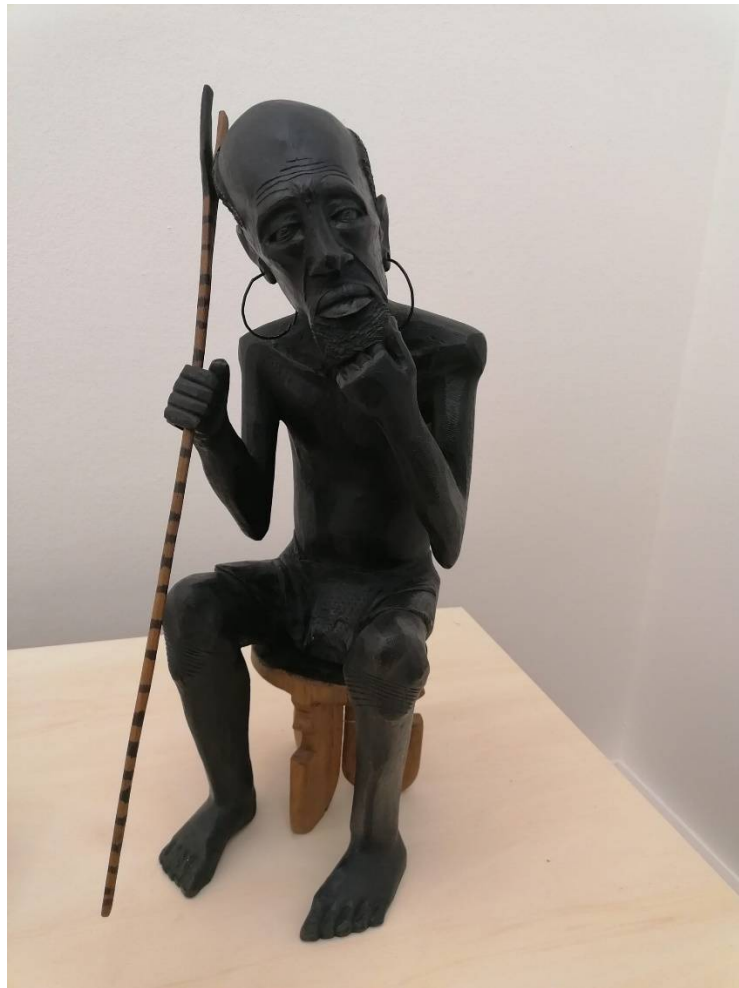
Es ist auffallend hell in den beiden Stockwerken im Weltkulturen Museum. Statt kenianischer Masken, Massai-Speere oder der farbenfrohe Schmuck aus Kenia gibt es: Leere. Nicht ganz. Es gibt Diaprojektionen, durch die Räume ziehen sich Archivmarken, die wie Frankieretiketten aussehen. Alles soll daran erinnern, dass die eigentlichen Schätze gar nicht da sind und bestaunt werden können. Denn das konnten die BesucherInnen in Nairobi auch nicht.

Die Enttäuschung über die Abwesenheit ist also auch in Frankfurt zu spüren. Sie hinterlässt ein mulmiges Gefühl. Stattdessen sind Stimmen zur Abwesenheit der Objekte, zur Aufforderung sie Zurückzugeben oder großformatige Sammlerportraits zu sehen.



Während in Köln zahlreiche Objekte gezeigt wurden, werden die BesucherInnen in Frankfurt also mit viel Leere konfrontiert.

Stattdessen werden die wenigen Objekte in ihrer Depotausstattung präsentiert. Was macht es mit den Menschen in Kenia, dass sie „ihre“ Kunstobjekte nicht im eigenen Land sehen können? Die Diskussion um Rückgaben, Restititionen und den Sinn der Ethnologischen Museen im 21. Jahrhundert. Das waren grundlegende Fragen in den vielfältigen Diskussionen der Künstler und Wissenschaftler aus Deutschland und Kenia.



Die Erreichbarkeit der Datenbank IIP für die Öffentlichkeit ist hierbei eine zentrale Leistung des Projekts. Erstmals sind nun die Objekte auch in Kenia zugänglich. Und es sind viele:

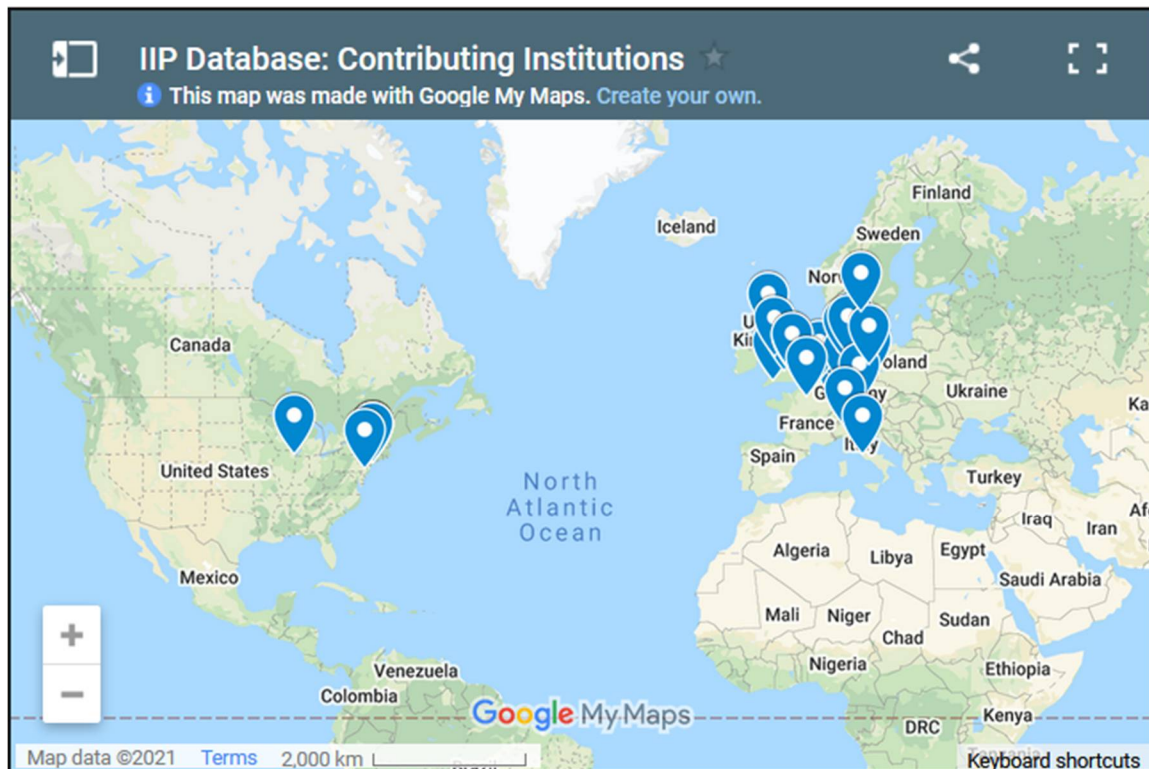
Über 32.000 Objekte aus Kenia sind in westlichen Museen gelagert. Die Mehrzahl in der früheren Kolonialmacht Großbritannien, in Deutschland und den USA.

CURRENT OBJECT STATISTICS (11TH NOVEMBER 2020):

OBJECTS
32,501

INSTITUTIONS
30

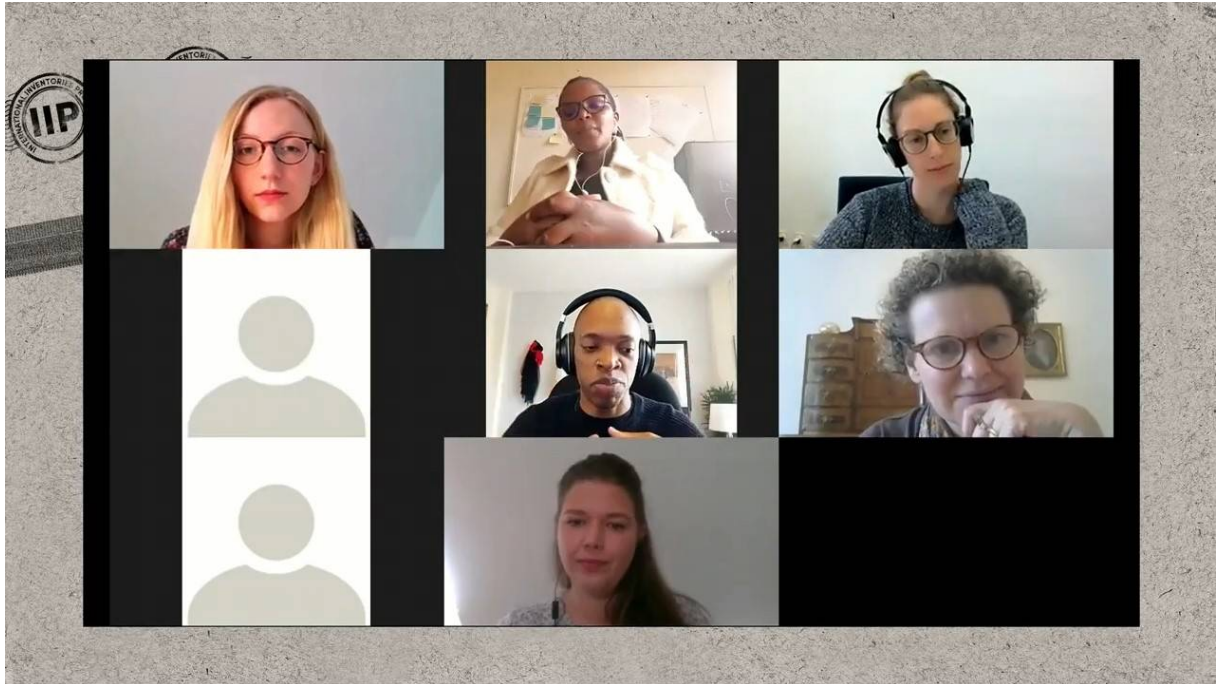
COUNTRIES
7



Die Archiv-Datenbank kann auf der Seite des IIP abgerufen werden. Dort finden sich auch alle Details und weiterführende Links, um das Thema zu vertiefen.:

<https://www.inventoriesprogramme.org>

See the discussion of the exhibiton makers in the link:



<https://www.youtube.com/watch?v=46uWtH1B5cA>

What does the visitors in Nairobi say? See in the link down here:



<https://www.youtube.com/watch?v=fOdObn4FpuY>

The link leads you to the Nairobi exhibition and its artists, the both art collectifs „THE SHIFT“ and „NEXT“.



<https://www.youtube.com/watch?v=LynvkJdrkBA>

Die Ausstellung ist bis 9.1.2022 in Frankfurt zu sehen.

Interview mit Leonie Neumann

Kustodin Afrika-Sammlungen im Weltkulturenmuseum

Hans Hofele (HH): Invisible Inventories ist von Nairobi nach Frankfurt gekommen. Wieso eigentlich Kenia, was war der Ausgangspunkt für die Ausstellung?

Leonie Neumann (LN): Das Projekt, das International Inventories Programme wurde gegründet von dem kenianischen Künstlerkollektiv „The Net“ und em Kollektiv „Shift“. Sie haben sich zusammengefunden, sie haben die Initiative ins Leben gerufen. Sie sind dann an die beiden Museen herantreten, das Rautenstrauch-Joest Museum in Köln und unser Museum hier in Frankfurt und dadurch ist das Projekt ins Rollen gekommen. Die Initiative kam also aus Kenia. Das Kölner Museum hat eine relativ kleine Sammlung von ca. 80 Objekten, wir haben hier eiene größere Sammlung, was vor allem daran liegt, daß wir eine größere sammlung zeitgenössischer Kunst aus Kenia besitzen.

Das war aber auch ein bisschen der Kern des Projektes, weil wir eben die Diskussion erweitern wollten um diese kenianische Stimmen, um kenianische Perspektiven und das auch zusammen zu bringen mit Museumsperspektiven aus Kenia aber auch aus dem Westen.

HH: Können Sie beschreiben, wie die Zusammenarbeit mit den Kollektiven in Kenia war?

Wir waren ein großes Team, weil wir mit den Kolleginnen und Kollegen der Kollektive, der National Museums of Kenya und den beiden deutschen Museen. Es gab viele Diskussionen, durch Corona bedingt auch viele Zoom-Meetings, die wir zusammen gemacht haben. Das war aber auch ein bisschen der Kern des Projektes, weil wir eben die Diskussion erweitern wollten um diese kenianische Stimmen, um kenianische Perspektiven und das auch zusammen zu bringen mit Museumsperspektiven aus Kenia aber auch aus dem Westen. Der Dialog war quasi die Essenz des Projektes, dass wir über Sammlungen sprechen und was es bedeutet, dass die Objekte hier in Deutschland anwesend sind, in Kenia abwesend.



Leonie Neumann, Weltkulturen Museum Frankfurt am Main

HH: Es gab über das Ausstellungskonzept in den drei Museen Diskussionen, wie die Objekte ausgestellt werden, bzw. was nicht gezeigt wird?

LN: In Nairobi sollte gezeigt werden, dass nichts da ist, dass die Objekte unsichtbar sind. In Köln wurde die (etwas kleinere) Sammlung aller kenianischer Objekte gezeigt. Frankfurt ist die dritte Station. Klar war, dass wir nicht alle 800 Objekte ausstellen können. Wir haben zudem auch einen sehr diversen Sammlungskontext. Vieles stammt aus den 70er Jahren, ist zeitgenössische Kunst. Die Frage war, können wir die auch nicht ausstellen, obwohl sie rechtmäßig erworben wurden? Da es keine Einigung gab, haben wir uns entschieden, die gezeigten Objekte unserer Sammlung während der Ausstellung zu verändern und unser Archiv offen zu legen. Die gezeigten Objekte werden in einer Archivsituation gezeigt, nicht wie sonst in einer Ausstellung.

HH: Bei der Eröffnung der Ausstellung wurde gesagt, dass „die AusstellungsmacherInnen auf komplexe Weise mit Gewalt belasteter Geschichte konfrontiert sind“. Wie gehen Sie damit um?

Wir haben circa 14.000 Objekte afrikanischer Herkunft. Da gibt es natürlich Bestände, die aus dem kolonialen Kontext stammen, auch danach waren die Machtverhältnisse ungleich sind. Das haben wir immer versucht, mit zu denken, was das bedeutet, dass die Objekte hier sind und nicht in Kenia.

Man muss sagen, dass für unsere Kenia-Sammlung nur 23 von 800 aus der Kolonialzeit stammen, diese sind aus der britischen Kolonialzeit, nicht aus deutscher.

HH: Wäre es schelmisch zu fragen, „Ist man den ganz großen Konflikten aus dem Weg gegangen, weil man nicht die deutschen Kolonien in Afrika, Tanzania, Kamerun, Namibia, Togo thematisiert hat, stattdessen Kenia?“

Es war nun mal so, dass wir angesprochen wurden aus Kenia, wir uns aber auch vor den Auseinandersetzungen mit anderen Länder auch nicht scheuen. Wir arbeiten ja auch neben Kenia mit vielen anderen Ländern Afrikas in großen und kleinen Projekten schon seit Jahren zusammen.

Wir gehen den Konflikten nicht aus dem Weg aber sicher ist dieses Projekt sehr groß geworden und hat ja auch viele Häuser verbunden. Es ist auch die Möglichkeit für unser Haus auch für die Zukunft für zukünftige Projekte daran zu lernen, daran zu wachsen und auch im Dialog und der Auseinandersetzung mit Betroffenen, den VertreterInnen der Communities zu lernen.

Auch wenn kein Unrechtskontext vorliegt, wird einem bewusst, dass Objekte eine Geschichte haben, eine Art Seele.

HH: Es gibt zu der Ausstellung einen begleitende Filme, die die Ausstellung in Nairobi zeigt, zahlreiche Stimmen der AusstellungsmacherInnen und BesucherInnen. Es sind dort sehr emotionale Statements zu sehen. Zum Teil sehen die BesucherInnen zum ersten Mal diese Objekte aus ihrer Geschichte. Beziehungsweise erfahren sie, dass diese Objekte nicht da sind sondern in Europa. Geht diese emotionale Ebene eigentlich spurlos an die professionelle Ausstellungsmacherin vorüber?

Das ist auf jeden Fall eine Arbeit, wenn man so nah mit den Leuten zusammenarbeitet und spürt, welche Bedeutung bestimmte Objekte für diese Menschen haben, sehr berührend. Es ist klar, wir haben eine große Afrika-Sammlung, wir haben sehr viele Objekte und wir haben nicht den persönlichen Bezug. Auch wenn kein Unrechtskontext vorliegt, wird einem bewusst, dass Objekte eine Geschichte haben, eine Art Seele. Die hätten sicherlich an dem Ort der Community in Kenia eine viel wirkungsvollere Bedeutung als in dem Depot hier.

Da kommt für uns schon auch die Frage auf, welche Bedeutung hat es eigentlich, dass sie hier sind und wäre es nicht viel sinnvoller wenn sie vor Ort in Kenia wären? Weil da werden sie genutzt, da werden sie angefasst, bestaunt und hier liegen sie verwahrt in Depots und werden zum Teil jahrelang gar nicht gezeigt.

Das war schon auch ein sehr emotionaler Prozess . Durch das Zugänglich machen der Objekte durch die neue Datenbank sind diese Objekte jetzt auch in Kenia sichtbar. Die zuerst neutrale Daten haben nun eine emotionale Ebene.

Ich lade mir Objekte aus der Datenbank als normalen Vorgang, in Kenia sind dort vielleicht Objekte, da haben schon die Großeltern davon geredet. Das ist durch das Projekt jetzt klar geworden, dass es nicht nur eine materielle Wertigkeit besitzt sondern auch eine emotionale Wertigkeit.

HH: Die Diskussion um die Rückgaben und den Sinn der Verwahrung der zu tausenden gesammelten Objekte aus kolonialem Kontext nimmt zu. Wie ist ihre Verantwortung gegenüber der Öffentlichkeit? Lagert auch moralischer Ballast in den Archiven?

LN: Man kann es moralischen Ballast nennen, als Ethnologin sehe ich mich eher in der Verantwortung. Wir sind es, die die Sammlungen verwalten und auch zugänglich machen, auch für die, von denen die Objekte stammen. Das wurde auch schon jahrelang in den Museen gemacht. Der Unterschied aktuell ist, dass die Problematik in der Politik angekommen ist und wir jetzt einen viel größeren Spielraum haben als zuvor.

Gerade auch durch die Diskussion um die Benin Bronzen und die öffentliche Debatte um Rückgaben ist viel in Bewegung geraten. Ich sehe es als Aufgabe der Ethnologie, Teil des Ganzen zu sein.



Wir haben die Expertise, wir sind viel mehr als Verwahrer von Objekten, wir sind im Austausch mit den ExpertInnen in den Ländern. Wir wollen helfen, die Geschichten um die Objekte sichtbar zu machen. Und das auch sehr kritisch. Wie sind die Sammlungen entstanden? Wo wurden sie entnommen? Wofür wurden sie benutzt und wofür können sie in Zukunft stehen?

HH: Die Ethnologischen Museen waren in der Vergangenheit eher defensiv eingestellt, wenn es um Restititionen und kritische Haltungen zu Museumsbeständen ging. Ist dieses offensive Handeln, wie sie ja auch bei „Invisible Inventories“ sichtbar ist, neu? Müsste für die vielfältige Arbeit der Museen und Ethnologie mehr Aufklärungsarbeit gemacht werden?

LN: Ich glaube, dass es das auch schon vor zehn Jahren gegeben hat. Gerade das Weltkulturenmuseum hat schon seit Jahren mit KünstlerInnen aus der ganzen Welt zusammen gearbeitet. Man hat auch schon damals über Rückgaben und Restitutionen gesprochen.

Es hat nur nicht soviel öffentliches Interesse gegeben wie jetzt. Die aktuelle Debatte über die Benin-Bronzen hat das alles verstärkt. Die Diskussion sollte allerdings nicht bei den Ethnologischen Museen aufhören, sie sollte bei den Kunstmuseen weiter gehen, bei den Archäologischen Museen.

HH: Kann das Weltkulturenmuseum ausschließen, dass Objekte aus grauen Märkten ans Museum gelangen? Würden Sie eigentlich noch Objekte aus der Kolonialzeit oder davor annehmen?

LN: Uns werden immer wieder Objekte angeboten. Es sind ja auch viele Objekte in Privatbesitz, die haben unterschiedliche Herkunftskontexte oder aus wissenschaftlichen Sammlungen. Aktive Sammlungstätigkeiten gibt es seitens des Weltkulturenmuseum nicht mehr. Man muss die Frage in einen größeren Kontext stellen, weil überhaupt Sammlungen zu haben und auch Museen zu haben ist ein sehr westliches Konzept.

Da kommen wir zu einer philosophischen Frage, „wie lange wird das Konzept Museum noch bestehen?“ „Ist das Museum der Ort, wo Restitutionsdebatten besprochen werden sollen?“. Ich glaube schon, dass Ethnologische Museen dafür ein Forum bieten können. Aber wir sind dafür nur der Ausgangspunkt. Es muss gesamt gesellschaftlich diskutiert werden, was damit alles zusammen hängt.

Selbst wenn unsere Depots leer wären, würden die Ethnologischen Museen nicht aufhören zu existieren. Wir würden weiterhin mit Leuten aus der ganzen Welt zusammenarbeiten und könnten viele aktuelle Themen bespielen.

HH: Wie ist denn Ihre Meinung zu den Restitutionen?. Man könnte ja einen Schnitt machen und alles, was aus kolonialem Kontext ist, zurückgeben?

LN: Wenn ganz klar ist, dass Unrechtskontexte vorliegen oder in Gesprächen darauf kommen das Objekte zurück gehen sollen, da sind wir offen, das wird auch in die Wege geleitet. Aber alles zurückgeben ist zu einfach gedacht, wem geben wir es zurück?

Das zurückgeben sollte nicht in der Verantwortung der westlichen Museen liegen, das kann auch auf Regierungsebene, eben auch mit den Stellen in Kenia verhandelt werden. Man muss dazu sagen, dass wir aktuell gar keine Restitutionsanfragen bekommen. Das IIP-Projekt war von Anfang an nicht als Restitutionsprojekt angelegt. Es sollte die Diskussion erweitern. Aber für uns hat es schon viel bewegt, wir schauen schon genauer auf unsere Sammlungen, wo können wir mit Communities in Kontakt treten.

Selbst wenn unsere Depots leer wären, würden die Ethnologischen Museen nicht aufhören zu existieren. Wir würden weiterhin mit Leuten aus der ganzen Welt zusammenarbeiten und könnten viele aktuelle Themen bespielen.

HH: Ist die Ausstellung „Invisible Inventories“ ein Schritt in die Offensive wie ihn jetzt viele Museen in Europa machen?

LN: Es war auf jeden Fall ein Schritt, weil wir durch die Datenbank die Sammlungen offengelegt haben. Wir haben uns mit der sammlung nochmal intensiv beschäftigt, wir standen im Austausch mit WissenschaftlerInnen aus Kenia. Es hat uns einen ganz anderen Zugang zu den kenianischen Objekten gewährt. Wir wollen viel stärker noch mit den National Museums of Kenya zusammen arbeiten.

HH: Vielen Dank für das Gespräch.

Die Beteiligten KünstlerInnen und Wissenschaftlerinnen.

The Nest Collective: Jim Chuchu, Njoki Ngumi (Kenia)

SHIFT Kollektiv: Sam Hopkins (Kenia/Deutschland), Marian Nur Goni (Frankreich), Simon Rittmeier (Deutschland)

National Museums of Kenya: Lydia Nafula, Philemon Nyamanga, George Juma Ondeng', Njeri Gachihi, Lydia Galavu und das Tuzi Kollektiv (Kenia)

Rautenstrauch-Joest-Museum: Clara Himmelheber (Deutschland)

Weltkulturen Museum: Julia Friedel, Leonie Neumann, Frauke Gathof (Deutschland)

copyright: cultureafrica2021/all photos: cultureafrica

